

Nikolaus Dietrich und Michael Squire (Herausgeber), *Ornament and Figure in Graeco-Roman Art. Rethinking Visual Ontologies in Classical Antiquity*. Verlag Walter de Gruyter, Berlin und Boston 2018. 422 Seiten mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen.

In der Erforschung antiker Gesellschaften kommt traditionell den Darstellungen ihres Menschenbildes gesteigerte Aufmerksamkeit zu. Als Hauptträger von Narrativen versprechen diese in besonderer Weise Aufschlüsse über vergangene Lebenswelten. Vermeintlich abweichende Formen wurden meist von den figürlichen Motiven separiert und nicht konsequent in die Modellbildung zu antiker Bildlichkeit einbezogen. Erst in den letzten knapp zwanzig Jahren befindet sich in dem Bereich der archäologischen Forschung, der sich intensiv mit den Entstehungsbedingungen von Bildlichkeit auseinandersetzt, die Beschäftigung mit den Kategorien, die im gegenwärtigen Sprachgebrauch als ›Ornament‹ und ›Figur‹ erfasst werden, wieder im Aufschwung. Man vergleiche für die Klassische Archäologie aus jüngerer Zeit etwa von Annette Haug den Band ›Bild und Ornament im frühen Athen‹ (Stuttgart 2015).

Der vorliegende Sammelband ist Teil dieser Entwicklung. Er ist als Zwischenergebnis eines Gedankenaustauschs zu verstehen, der die Herausgeber bereits über einen längeren Zeitraum

verbindet und sich unter anderem in einer Konferenz am Berliner Wissenschaftskolleg niederschlug. Wenn die im Band vertretenen Beiträge deren Spektrum repräsentativ abbilden, so war der Anspruch kein geringerer, als das Begriffspaar von Figur und Ornament in einer möglichst breiten Perspektive »across the structures and confines of our disciplines« (S. VII) in den Blick zu nehmen. Hinsichtlich des chronologischen Rahmens lässt bereits das Inhaltsverzeichnis erkennen, dass dieser Anspruch zweifellos eingelöst wird. Ausgehend von einer Überblicksdarstellung, die den Rahmen vom archaischen Griechenland bis in die römische Kaiserzeit spannt (Hölscher), sind zunächst fünf Fallstudien dem Bereich der griechischen Kunst und Kulturgeschichte gewidmet. Beginnend mit der geometrischen Zeit (Haug) konzentrieren sie sich auf das archaische und klassische Griechenland (Grethlein, Lissarague, Kéi, Dietrich). Abgeschlossen wird dieser Teil mit einem Überblick, der die Entwicklung von frühgriechischer bis in klassische Zeit zum Inhalt hat (Neer). Dieser folgende Abschnitt setzt mit der Zeit der römischen Republik ein (Reinhardt) und führt über einen Exkurs zu begriffsgeschichtlichen Grundlagen (Barham) sowie Fallbeispiele von der Kaiserzeit (Platt, Trimble, Elsner) bis in die Spätantike (Muth).

Ein solch bewusst breit angelegter chronologischer Rahmen ist zweifellos ein Wagnis, das die Herausgeber eingegangen sind. Allein dafür ist ihnen besonderer Dank auszusprechen. Unglücklich ist, dass einige der Zusammenhänge innerhalb dieses Rahmens nicht deutlicher hervortreten. Dies geht weniger auf die breite Streuung der Themen als eine etwas ungeschickte Anordnung einzelner Texte zurück. So deckt Tonio Hölschers Aufsatz als einziger den griechischen und römischen Bereich ab und hätte sich durch die Grundsätzlichkeit der Überlegungen als zusammenfassender Ausblick geeignet. Nicht überzeugen kann zudem der Platz des Beitrages von Annette Haug, deren Überlegungen den frühesten Zeugnissen griechischer Vasenmalerei gewidmet sind und dennoch zwischen zwei Artikeln zur archaischen Zeit Griechenlands eingeordnet wurden. Die Umstellung einiger Aufsätze hätte ohne größere editorische Mühe eine Steigerung der Kohärenz im ersten Teil nach sich gezogen. Der zweite Teil hätte mit dem Text von Barham eröffnet werden können und dadurch eine begriffsgeschichtliche Fundierung erhalten. Zu einer größeren Konsistenz hätte auch eine stärkere Berücksichtigung des Zeitraums vom vierten bis zum zweiten vorchristlichen Jahrhundert beitragen können. Für diesen klappt eine auffallende Lücke. Es ist verständlich, dass es unmöglich war, in einem Sammelband eine systematische

Betrachtung vorzulegen und alle Zeiten gleichermaßen abzudecken. Doch insbesondere die unteritalischen Gefäße (vgl. dazu ansatzweise J. Lang, Ornamentale Grenzfälle. Zur Semantik pflanzlichen Dekors in der unteritalischen Vasenmalerei, in: C. Lang-Auinger / E. Trinkl [Hrsg.], *Φυτὰ καὶ ζῷα*. Pflanzen und Tiere auf griechischen Vasen. CVA Österreich Beiheft [Wien 2016] 189–200), das neue Aushandeln von Kategorien wie etwa auf der Gnathia-ware oder der Schwarzfirniskeramik sowie die toretischen Arbeiten der späten Klassik und des Hellenismus (vgl. als Grundlage dazu etwa M. Pfrommer, Großgriechischer und mittelitalischer Einfluß in der Rankenornamentik frühhellenistischer Zeit, *Jahrb. DAI* 97, 1982, 119–190) hätten für die Auseinandersetzung mit Kategorien wie Figur und Ornament zweifellos geeignete Ausgangspunkte dargestellt. Deren Potentiale blieben für den vorliegenden Band weitgehend ungenutzt.

Hinsichtlich der Zusammensetzung der Beiträge ist schließlich zu bedauern, dass die Herausgeber bei der Berücksichtigung unterschiedlicher Disziplinen nicht denselben Mut aufgebracht haben wie hinsichtlich der chronologischen Breite. Dadurch wird der interdisziplinäre Charakter des Dialogs signifikant eingeschränkt. Denn so perspektivisch offen die einzelnen Aufsätze auch gestaltet sind, so ist das Gros der Artikel aus einer dezidiert archäologischen Frageperspektive heraus formuliert und verbleibt daher zwangsläufig innerhalb der – wenngleich erfreulich weit gezogenen – Grenzen der eigenen Disziplin. An dieser Stelle hätte ein offenerer Versuchsaufbau, bei dem auch Perspektiven außerhalb der Altertumswissenschaft Berücksichtigung fänden, dazu beigetragen, die Fallbeispiele aus antiken Gesellschaften für grundlegende Fragen zu Ornament und Figur fruchtbar zu machen (vgl. beispielsweise zur Integration altertumswissenschaftlich-ikonographischer Ansätze und medienwissenschaftlicher Perspektiven: D. Boschung / L. Jäger [Hrsg.], *Archäologische Fallstudien und medienwissenschaftliche Reflexionen*. Paderborn 2014).

Die chronologische Breite der präsentierten Ansätze hat den Rezensenten an die Grenzen der Möglichkeit geführt, die Leistung der einzelnen Beiträge für ihr jeweiliges Untersuchungsfeld detailliert zu würdigen. Ausgehend von der Frageperspektive des Bandes kann nur versucht werden, das Grundlegende der einzelnen Aufsätze zu umreißen und Möglichkeiten der gedanklichen Weiterentwicklung im Sinne einer Untersuchung der visuellen Ontologie griechisch-römischer Bildlichkeit darzulegen. Dass eine solch selektive Lesart die Auseinandersetzung mit der inhaltlichen Argumentation einschränken muss, wird bewusst in Kauf genommen.

Den Auftakt bildet die Einführung des Herausgebers Michael Squire (S. 1–35). Ausgehend vom Fallbeispiel des Euphorbos-Tellers hebt er die Fluidität des heute meist gegensätzlich konzipierten Begriffspaares ›Figur‹ und ›Ornament‹ hervor und ordnet die Artikel des Bandes vor dem Hintergrund einer knapp umrissenen Forschungsgeschichte ein. Angesichts der gebotenen Kürze einer Einführung ist verständlich, dass dabei die Grundlagen der in der Moderne entstandenen Ornamentproblematik kaum thematisiert werden können. Dennoch wäre ein Hinweis auf die begriffsgeschichtlich grundlegenden Arbeiten von Frank Lothar Kroll (Beiträge zu einer Geistesgeschichte des Ornaments, *Zeitschr. Ästhetik u. allg. Kunstwiss.* 31, 1986, 80–107; *Das Ornament in der Kunsttheorie des 19. Jahrhunderts* [Frankfurt am Main 1987]) für eine Einordnung hilfreich gewesen. Squire hebt zu Recht hervor, dass im Bereich der Altertumswissenschaften Fragen nach Kategorien wie ›Ornament‹ und ›Figur‹ als strukturierenden Elementen visueller Repräsentationen vergleichsweise selten gestellt wurden. Abschließend wird der Stellenwert der jeweiligen Texte für den Band thematisiert, jedoch nicht der Versuch unternommen, die thematisch vielschichtigen Beiträge systematisch in ein Verhältnis zu setzen.

Der chronologisch weitgespannte Artikel Tonio Hölschers (S. 37–72) bildet eine Art zweiter Einführung. Er widmet sich unter Rückgriff auf Beispiele aus der Architektur den Grundkategorien der Repräsentation als Herstellung von Präsenz und Dekor als Steigerung von Wertigkeit. Während den figürlichen Bildern zukomme, kulturellen Sinn zu erzeugen, komme es dem Ornament zu, einen ästhetischen Überschuss zu erzeugen. Damit werden ›Figur‹ und ›Ornament‹ a priori als Kategorien anerkannt, deren unterschiedliche Gesetzmäßigkeiten nicht miteinander vereinbar sind. Den »abstrakten Prinzipien des Ornaments« stehe die »körperliche Realität der Figuren« gleichsam gegenüber (S. 41), was freilich Verschränkungen zwischen diesen Bereichen etwa über ornamentale Anordnungen von Figuren nicht ausschliesse. Ein vielversprechender Ansatzpunkt ist insbesondere die Betonung des unmittelbaren Bezugs von Figur und Ornament auf die in den Blick genommene Architektur. Zur Charakterisierung ihrer spezifischen Leistung wird überzeugend mit dem Begriff ›Kosmos‹ als allumfassender Ordnung operiert, der sich für eine Annäherung an die Thematik in besonderer Weise anbietet. In vergleichbarer Form ließe sich neben der hier betrachteten Architektur dafür auch die archaische Skulptur (siehe den Aufsatz Dietrich mit leicht abweichender Zielrichtung) oder die frühe griechische Keramik anführen (vgl. den Text von Haug in die-

sem Band für die figürlichen Gefäße. Vgl. auch den Versuch J. Lang, Das Ornament in Griechenland und Rom. Eine exemplarische Nah- und Fernsicht auf Keramik und Architektur. In: Europäische Glasmalerei. Denkmal oder Kulturgutschutz? [Mönchengladbach 2018] 26–49).

Jonas Grethlein (S. 73–96) schließt an die diachrone Betrachtung Hölschers eine synchrone Fallstudie zur bekannten protoattischen Amphora in Eleusis an und greift dabei das Ornamentale auf, das bereits Hölscher für die Anordnung von Figuren in Ansatz bringt. Überzeugend wird die formelhafte, mit Wiederholungen operierende Sprache Homers zur repetitiven Musterbildung visueller Ornamente in Beziehung gesetzt, so dass sich Ansatzpunkte ergeben, das Ornamentale als eine grundlegende Kategorie kulturellen Schaffens im archaischen Griechenland zu untersuchen, die den erhaltenen sprachlichen wie bildlichen Ausdrucksformen vorausgeht. Den einzigen Wermutstropfen in diesem Beitrag hinterlassen die qualitativ nicht hinreichend hochwertigen Abbildungen 3. 2–3.4, die leider gerade das zentrale Untersuchungsobjekt, die Amphora aus Eleusis betreffen.

Mit der Untersuchung figürlicher Gefäßformen und solcher mit plastischem Dekor durch Annette Haug (S. 97–127) erfolgt ein Schritt zurück in die Zeit des frühen Griechenland. Sie betont die Gebundenheit des Verhältnisses von Figur und Ornament als Ergebnis eines Aushandlungsprozesses, der nicht zu einer verbindlichen Hierarchisierung zwischen Funktion, Bedeutung und Ästhetik führte. In Hinsicht auf die Ausrichtung des Bandes als Ganzes schliesse sich aus meiner Sicht die Frage an, inwiefern diese Beobachtungen als zeitspezifische Erscheinungen zu deuten sind oder sich weitgehend unabhängig von der Entstehungszeit als gattungsspezifische Besonderheit so geformter Gefäße zu erkennen geben.

Die Aufsätze von François Lissarague zu Rüstung und Ornament auf attischen Bildern (S. 129–141) und Nikolina Kéi zur Henkelzone attischer Gefäße als Bildort (S. 143–166) widmen sich der Thematik am Beispiel attischer Keramik des sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Lissarague untersucht, wie sich Krieger mit ihrer Rüstung schmücken und welche ornamentalen Formen diese Panzerungen tragen. Dabei nimmt er vor allem die Funktion der Ornamente für die figürliche Darstellung selbst in den Blick und bleibt so der Kant'schen »pulchritudo adhaerens« gedanklich eng verbunden (vgl. dazu ausführlich F. L. Kroll, Das Ornament in der Kunsttheorie des 19. Jahrhunderts [Hildesheim 1987] 14 f.). Das semantische Potential von Ornamenten nicht für einzelne Figuren, sondern den gesamten bild-

lichen Dekor, hebt dagegen Kéi hervor, die sich Bedeutungspotentialen des Zusammenspiels figürlicher und ornamentaler Formen unterhalb der Henkel von attischen Gefäßen widmet und deren semantische Signifikanz für die gewählten Beispiele nachvollziehbar darlegt. In einer Weiterführung dieses Ansatzes wäre es reizvoll, die Beobachtungen mit den Handlungsanweisungen, die Gefäße einem Benutzer etwa durch die Anbringung der Henkel geben, in Beziehung zu setzen, um die Überlegungen um eine rezeptionsästhetische Perspektive zu erweitern.

Durch das letzte Fallbeispiel erweitert Nikolaus Dietrich die Überlegungen um den Bereich der archaischen Skulptur (S. 167–201). Er argumentiert stichhaltig dafür, dass die ornamentalen Formen archaischer Skulptur unmittelbar auf eine figürliche Bedeutung hinführen (S. 169 f.). Darin zeigt sich sein Ansatz den Ausführungen von Hölscher grundsätzlich verwandt. In seiner Gegenüberstellung von archaischer und klassischer Skulptur tritt insbesondere die mimetische Leistung ornamentaler Formgebung deutlich hervor (dazu bereits N. Himmelmann, Über einige gegenständliche Bedeutungsmöglichkeiten des frühgriechischen Ornaments, Abh. Akad. Wiss. Mainz 1968). Nach Dietrich verhindere die strenge Gebundenheit im Bedeutungsnetz des archaischen Kosmos Zufälligkeit als ästhetisches Element, das erst mit der klassischen Skulptur auftrat. So plausibel der Gedankengang aufgebaut ist, so bleibt er letztlich dadurch ein wenig deskriptiv, dass nicht thematisiert wird, warum das Element des Zufälligen ästhetischen Wert gewann. Greift man den Gedanken auf, dass das Gegensatzpaar von Figur und Ornament gesellschaftlich immer wieder neu verhandelt werden muss, wäre in einer Weiterführung dieses Gedankens die Rückbindung der Ausführungen an das konkrete Umfeld, in dem sie entstanden sind und wahrgenommen wurden, zwingend erforderlich.

Abgeschlossen wird der erste Teil durch den Beitrag von Richard Neer (S. 204–239), der in seiner Darstellung die vorhergehenden Artikel aufgreift. Nach einer terminologischen Einleitung widmet er sich auf Basis von Fallbeispielen in chronologischer Folge der geometrischen, archaischen und klassischen Zeit. Dabei fasst er das Ornament nicht als festgelegte Kategorie, sondern als Form des Sehens auf (S. 209), betont zugleich dessen historische Gebundenheit, durch die die Grenzen zwischen Figur und Ornament je nach zeitlichem (zu ergänzen wäre: und kulturellem) Umfeld verschoben werden konnten, und bietet damit auch eine rezeptionsästhetische Weitung der Perspektive für die zuvor untersuchten Fallbeispiele (vgl. zu einem solchen Ansatz A. Grüner, Vom Sinn zur Sinnlichkeit. Probleme

und Perspektiven des Ornamentbegriffs in der antiken Architektur. In: J. Lipps / D. Maschek [Hrsg.], *Antike Bauornamentik. Grenzen und Möglichkeiten ihrer Erforschung* [München 2014] 25–52).

Den Ausgangspunkt des zweiten Teils, der römischen Exempla gewidmet ist, bilden die Ausführungen von Verity Platt (S. 241–278). Unter Bezugnahme auf den aktuellen Stellenwert von Fragen nach der Materialität in antiken Gesellschaften fokussiert sie ihre Gedanken auf die Bemerkungen von Plinius maior zur Malerei und die Wandmalereien der Casa degli Amorini dorati in Pompeji, die sie letztlich ebenfalls im Gedanken des Kosmos beziehungsweise dem stoischen Pneuma als umfassender Lebenskraft zusammenführt. Hervorzuheben sind insbesondere ihre Ausführungen zur neuen Wertschätzung, die dem Ornament entgegengebracht und etwa im Bereich moderner Architektur greifbar wird. Sollten die Herausgeber eine Fortsetzung ihres Gedankenaustauschs anstreben, böte dieser Text dazu einen geeigneten Ansatzpunkt.

Aufgrund seiner unglücklichen Platzierung erhält der folgende, begriffsgeschichtlich ausgerichtete Ansatz von Nicola Barham (S. 279–298) nicht den Stellenwert, der ihm eigentlich zukäme. Anhand der Verwendung der Termini »ornamentum« und »figura« in der schriftlichen Überlieferung arbeitet Barham heraus, dass die Begriffe weitaus weniger binär angelegt waren, als es ihre Ableitungen im heutigen Sprachgebrauch implizieren. Dadurch tritt insbesondere in diesem Aufsatz hervor, wie eng heutige Vorstellungen durch die Kant'sche Idee des Parergons (I. Kant, *Kritik der Urteilskraft* [Frankfurt a. M. 1974] § 14, S. 65) geprägt sind.

Überzeugen kann der Anschluss von vier Fallstudien, die konkreten Objektgattungen gewidmet sind. Den Auftakt bildet der Artikel von Arne Reinhardt zum »Puteal Tegel« (S. 299–325), der als Exemplum römischen Dekors konzipiert ist. Reinhardt erkennt in den Variationen gleicher Figurentypen des Reliefschmucks eine Qualität, die plausibel als visuelle Parallele der Variatio in der Rhetorik gedeutet wird. Dennoch wäre in Erwägung zu ziehen, inwiefern der Wert der Variatio in der Repetition als spezifisch römisches Phänomen angesehen werden kann, oder nicht als grundlegend inhärenter Bestandteil von Repetition zu verstehen ist. Die wäre beispielsweise anhand der Tierfriese der frühen griechischen Keramik zu untersuchen, eventuell derjenigen im Wild Goat Style.

Jennifer Trimble widmet sich in ihrer Fallstudie dem Kranrelief aus dem Hateriergrab in Rom (S. 327–352), für das sie Ornament und Figur als geeignete Begriffe der Annäherung ansieht. Die Rolle der heute unter dem Begriff des »ornaments

zusammengefassten Formen erkennt sie als essentielle Bestandteile von Interbildlichkeit und »mise en abyme«, auch wenn die spezifische Leistung gegenüber solchen Formen, die heute als figürlich bezeichnet werden, nicht in letzter Deutlichkeit hervortreten.

Das Phänomen von Bildern in Bildern steht auch im Zentrum der in hohem Maße anregenden Überlegungen von Jaś Elsner, der es am Beispiel römischer Sarkophage verdeutlicht (S. 353–391). Er erkennt im dekorativen Formalismus ein konstitutives Element römischen Kunstschaffens (S. 386). Das Element der Variatio (siehe den Beitrag Reinhardt) wird in diesem Zusammenhang dagegen bedauerlicherweise nicht eingehender thematisiert. Gerade das Spannungsfeld zwischen der Repetition von Schemata und dem Einsatz von Varianten böte jedoch einen geeigneten Ausgangspunkt für eine Annäherung an die Kategorien, die im Zentrum des Bandes stehen. Das mit dieser Widerständigkeit verbundene Erkenntnispotential hätte dem Leser durch unmittelbare Gegenüberstellung beider Aufsätze deutlicher vor Augen geführt werden können.

Beim abschließenden Fallbeispiel dienen Susanne Muth römische Bodenmosaiken als Ausgangspunkt. Unter dem programmatischen Titel »Ornamentalisierte Figuren oder figuralisierte Ornamente« (S. 393–422) widmet sie sich, ausgehend von der Unterscheidung zwischen Figur und Ornament auf Basis der semantischen Dichte, dem Ornamentalen als Anordnungsprinzip von Bildelementen römischer Mosaikfußböden und dem Zusammenspiel sowie der Transgression von »figürlichem Mosaikbild« und »ornamentalem Nebendekor« (S. 397). Durch Betonung der funktionalen Aspekte der Böden und der spezifischen Leistung von Formen hebt auch sie insbesondere den Aspekt der Wahrnehmung hervor. Über die Fußböden hinausgehend scheint eine solche Ornamentalisierung der Figuren oder Figuralisierung der Ornamente eine zentrale und häufig genutzte Möglichkeit römischer Bildgestaltung. Die Frage ist, ob die Darstellungen auf ein Sehen ausgerichtet waren, das auf Vergegenwärtigung zielte, oder auch einen Blick zulassen, der sich einer Form im Sinne des Wahrnehmens einer ordnenden Ästhetik übergibt, ohne gleich auf die Repräsentanz der Form zu zielen. Dies wäre anhand weiterer Gattungen zu prüfen (vgl. ansatzweise J. Lang, *Ornament versus Figur. Zur Lesbarkeit von Formgebungen am Beispiel italischer Sigillata*. In: M. Flecker [Hrsg.], *Neue Bilderwelten. Zur Ikonographie und Hermeneutik italischer Sigillata* [Rahden 2017] 161–173).

Vor dem Hintergrund der hier nur ansatzweise skizzierten Vielfalt von Ansatzpunkten zu

Diskussion und weitergehender Reflektion kann ein Urteil nach meinem Verständnis nicht den Charakter einer abschließenden Bewertung erhalten. Allein der Versuch würde dem bewusst offenen gehaltenen Versuchsaufbau nicht gerecht.

Wie auch meine in Einzelfällen geäußerte abweichende Einschätzung sind die folgenden Bemerkungen daher in erster Linie als Ausdruck gesteigerten Interesses an weiterführenden Diskussionen zu verstehen. Zwei Richtungen scheinen dabei einer umfassenderen Betrachtung besonders wert. Zum einen ist eine Ergänzung des hier vorgelegten breiten chronologischen Rahmens um den Bereich der hellenistischen Zeit notwendig, um Verbindungslinien und Brüche zwischen den Bereichen des frühen bis klassischen Griechenland und der römischen Republik und Kaiserzeit aufzuzeigen. Zum anderen ist es wünschenswert, ausgehend von den anregenden und zum Teil auch grundlegenden Einzelstudien die Ornamentdiskussion aus ihrer inhaltlichen Engführung in einer altertumswissenschaftlichen Perspektive herauszulösen und sie zum Beispiel um wahrnehmungspsychologische (z. B. anknüpfend an E. Gombrich, *Ornament und Kunst* [Stuttgart 1982]) oder medienwissenschaftliche Perspektiven zu erweitern. Wenn in diesem Zusammenhang das überfachlich-dialogische Moment ein stärkeres Gewicht erhielte, träte die Bedeutung einer Betrachtung von Formgebungen des antiken Mittelmeerraums für universelle Fragen wie derjenigen nach visuellen Ontologien deutlicher hervor. So ist auffallend, dass ›Ornament‹ und ›Figur‹ als fluide Begriffe entworfen werden, aber nahezu alle Beiträge als Ausgangspunkt auf die grundsätzliche Kategorisierung zurückgreifen. Mit der Verwendung dieser Termini schwingen zugleich implizit die mit ihnen verbundenen begriffsgeschichtlichen Anlagerungen und Konzepte in unterschiedlicher Tiefe mit. Dies nahezu durchgehend offenzulegen, stellt einen besonderen Gewinn der Aufsätze dar. Es bleibt daher zu hoffen, dass der begonnene Austausch in einem breiteren Rahmen, in neuen fachlichen Konstellationen und unter Berücksichtigung weiterer Zeugnisse der materiellen Kultur fortgesetzt wird. Der vorliegende Band hat dazu zweifellos einen substantiellen Impuls gegeben.